

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 76.

Donnerstag, 29. März

1928.

(2. Fortsetzung.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirosauer.

(Nachdruck verboten.)

3.

Schon geraume Zeit kauerte Jsa Hofer verfallen und vernichtet auf dem Badsteinunterbau des eisernen Gartengitters, ein winziges Klümpchen armseliger Menschennot in der Unermehlichkeit Chinas und Asiens.

Der Kiffhawtuli stand ohne Regung neben seinem feinen Wägelchen mit dieser ausdruckslosen Miene, die tut, als wäre ihr Träger nicht vorhanden. Doch sein waches Weltstadtgehirn begriff das Schicksal, das sich da vor ihm erfüllte, und arbeitete hastig hinter der teilnahmslosen und unbeweglichen Stirn. Da bot sich eine Gelegenheit, die nicht so bald wiederkehrte! Er dachte an die verschwiegene Dsunkel draußen auf dem Strome, wo die Kulis verkehrten und weiße Mädchen die begehrtesten irdischen Wonnen waren.

Auch Jsas Gehirn sauste wie ein Motor auf hohen Touren. Es saugte und wirbelte in ihrem Bewußtsein, es summte hell auf in Schmerz, Trauer, Unbegreifen und verzweifeltstem Bangen.

Der Onkel tot! Dahingerafft von einer entsetzlichen Krankheit, von der sie wohl gehört hatte, die aber für sie stets etwas Fernes, Unwirkliches gewesen war.

Sie hatte den Onkel dahingerafft, den einzigen Verwandten von der Erde vertilgt! — Der arme Onkel, der sich liebevoll nach ihr gesehnt hatte! Am 14 Tage war sie zu spät gekommen.

Im Gehirn sausten die Gedanken hochtourig weiter.

Ganz verlassen war sie jetzt — in der fremden, wirrbeligen Stadt — in China — mit knapp 5 Schilling in der Tasche —, der arme, gute Onkel hatte ihr geschrieben, sie sollte mit dem Reisegeld nicht sparen. — Ungewohnt jeder Ausgabe, hatte sie noch in Colombo fast den gesamten Überschuß über die Schiffskarte hinaus — ausgegeben, hatte einen kostbaren, elfenbeinernen Buddha als Geschenk für Onkel Karl gekauft, — heute die Trinkgelder an Bord hatten den Rest aufgezehrt — sie glaubte doch, sie brauche nun nichts mehr — denn auf dem Kai würde Onkel Karl stehen, sie zu empfangen — der arme Onkel Karl, den eine entsetzliche Krankheit dahingerafft hatte — ganz allein stand sie nun im fernsten Asien — was sollte bloß aus ihr werden?! Herr im Himmel, was sollte nun aus ihr werden?!?

So drehte sich ihr Gehirn immer in demselben saulenden Kreise.

Unbeweglich stand der Kuli zwischen den gefenken Kiffhawbeischeln und schmiedete dunkle Pläne.

Trippelnde Schritte erklangen auf dem steinigen Bürgersteige der einsamen Villenallee. Es war das chinesische Dienstmädchen, das zurückkehrte. Jsa hob das versteinte, betränte Gesicht. Mit asiatischem Gleichmüte ging das Mädchen vorüber.

Doch es hatte Jsa aus ihrer ersten Erstarrung und Lähmung aufgeschaukt. Sie sah wieder bewußt den harrenden Kuli. Und Schreden packte sie. Der Mann wartete. Das kostete Geld. Vielleicht mehr als sie besaß. Sie hob sich von dem niedrigen Mauerwerke. Diese dunkle Erkenntnis der Notwendigkeit, daß etwas geschehen müsse, trieb sie empor. Sie konnte den Mann nicht noch länger warten lassen, sie mußte ihn entlocken,

solange ihr Geld reichte. Aber, was sollte aus ihr werden? Wenn er fortging, war sie ganz allein in dieser erbarmungslosen Nacht von Schanghai!

Sie mußte in ein Hotel gehen. Sie hatte einige am „Bund“ gesehen, große, stattliche. Unmöglich, wie sollte sie die bezahlen!! Auch war in ihr eine unweltliche Furcht vor Hotels. Noch niemals hatte sie eins betreten. In Hamburg war sie mit Schwester Veronika gleich vom Bahnhofe aus nach St. Pauli aufs Schiff gefahren. Wohin sollte sie sich wenden? Wo sollte sie diese Nacht bloß bleiben?!

Willenlos war sie auf die Kiffhaw zugegangen, ungeschlüssig stand sie vor dem Chinesen, holte die kleine Börse aus der Handtasche und sah ihn verzagt aus nassen, klagenden Augen an.

Er lächelte, hob den rechten Arm und legte pantomimisch die Bade darauf. Sie begriff. Er meinte schlafen.

Sie nickte und zuckte die Achseln.

„Hotel“, sagte er.

Sie öffnete die Geldtasche und zeigte ihre fünf Schillinge. „No money for hotel“, erläuterte sie.

Er lächelte wieder.

Dann machte er durch Zeichen deutlich: genug Geld, wies auf die Kiffhaw, dann auf seine Brust und sagte: „cheap hotel“ — billiges Hotel.

In Jsa war eine ahnende Abwehr, doch ihr blieb keine Wahl. Sie konnte mit ihrem Koffer nicht hier auf der Straße bleiben. Auch war ihr Kopf von dem Schicksalsschlage, der sie blühhaft getroffen hatte, zu dumpf und zu wirr, um klar zu denken.

Sie stieg ein.

Der Kuli trabte davon.

Eine Weile ging es durch andere schöne Villenstraßen. Sie erkannte französische Namen: Avenue du roi Albert, Route Lafayette, Rue Hennequin. Solange sie durch diese ruhedollen europäischen Alleen dahinglitt, schlummerte ihre Furcht. Doch plötzlich war sie mitten im wüsten Chinesenviertel. Asien schlug um sie zusammen. Düstere, kleine Gassen, spärlich von Lampions erhellt, überweht von einem Karneval langer, bunter Reklameschiffe, umfingen sie. Ein Menschenwall umbrandete die beiden Seiten des engen Fahrdamms, Männer und Frauen, Kinder. Der Kuli schrie und stieß, seinem Gefährt Bahn zu schaffen. Es schien Jsa, er jage jetzt dahin — schneller als ehedem. Die fremde Welt strahlte nach ihr — man starrte sie an — neugierig, doch ohne menschliche Teilnahme. Sie fühlte sich wieder in Asien verloren. Und da umklammerte sie das Entsetzen.

Wohin schleppte sie dieser fremde Mensch? Sie war klug, sie wußte, daß sie mitten im Chinesenviertel war. — Sie biß die Zähne zusammen, rang gegen ihr frostiges Kittern. Nur nicht der Schwäche nachgeben, die sie umnachtete! Nicht ohnmächtig werden! Das Blut rauschte in den Ohren — das Herz schlug, daß sie meinte, jeder müsse es hören — Ruhe — Kraft — Beherrschung! Gott im Himmel, wohin schleppte sie dieser fremde Mann? Was würde man ihr antun, hier in diesem asiatischen Sinterhalte zwischen diesen schmutzigen, dunklen, kleinen

Häusern — in diesem unerträglichem, benebelnden Gestank, — inmitten aller dieser halbnackten, gelben Menschen mit diesen ekelhaften Geschwüren — unter diesen Frauen, die nackt waren bis auf einen blauen Schürzenlapp über der Brust und schwarzen Hosen an den Beinen. — Was wollten sie von ihr, diese fremden, unheimlichen Wesen, mit denen sie nichts gemein hatte, — von denen sie ihr Blut, ihre Farbe, ihr Glaube, jede Faser ihres Wesens trennte!? Es schien ihr, als stierten alle sie feindlich höhnisch an. — Sie wollte vom Wagen springen, wagte es aber nicht. — Denn dann war sie mitten in diesem qualmenden Menschengewühl, — hilfloser noch als auf ihrem erhöhten Sitze. Und der Kuli schrie — man wich vor ihm zurück — eine Staugasse öffnete sich in der gelben Flut — es ging weiter — weiter — immer tiefer hinein in das Labyrinth der Chinesenstadt und die Feindseligkeit, die zu ihr emporgefferte.

Sie fühlte zum ersten Male in ihrem jungen Leben das Grauen. Alles andere war vergessen. Onkels Tod — ihre grausame Lage. Nur das Entsetzen flackerte ihr im Hirn — lähmende Angst vor unsagbaren Dingen: Mord — Entehrung — Martern. Alles, was sie je phantastisch Grausiges über China gelesen, was sie auf der Reise gehört hatte, wurde zu drohender, naher, würgender Wirklichkeit.

Sie schloß die Augen. Sie weinte jetzt haltlos vor sich hin vor erstickender Furcht und hilfloser Verzweiflung.

Da geschah etwas Unerwartetes.

In einer Ecke von Fong Pang Road knallten Schüsse. Schreie — Flüche — Trampeln und Huschen flüchtender Füße.

Sie riß die Augen auf. Im selben Augenblicke stürzte sie vornüber aus dem Sitz. Ihr Kuli lag zuckend am Boden. Sie sah Blut auf seiner nackten Brust. Ein panischer Schreck schleuderte sie weiter. — In alle Richtungen stoben Menschen davon. — Wieder dröhnten Schüsse. — Sie tat einen Sprung, als sei sie getroffen, und hegte besinnungslos davon. — Vergaß ihren Koffer — vergaß alles, rannte um ihr Leben aus dem Bereich der Kugeln. Rannte und rannte durch Straßen, die durch Zauberschlag leer und öde geworden waren, — rannte, stürzte über Unrathaufen, raffte sich auf, stürmte weiter, geradeaus — um Ecken — sah einen Schatten — schrie hell auf — sah einen schleichenden Menschen, wich hysterisch aufreißend zurück, raste in eine Seitengasse, sah Polizisten, flüchtete, ohne zu wissen, weshalb, wußte nur, daß Mord, Frevel und Gewalttat entfesselt um sie geisterten. Lief — lief geradewegs nach Que Maloo, der lauterhaftesten Gegend Schanghais am Whangpoo.

4.

Und da griff Iwan Filkin sie auf.

Wie in jedem seiner moralischen Niederbrüche trieb er sich in diesem schmutzigsten Winkel geheimer Aussweifung umher. „Trampelte sich nieder“, wie er es nannte.

Als Iwa um eine Ecke bog, prallte sie gegen ihn. Er öffnete die Arme und fing sie ein. Sie taumelte an seine Brust. Schrie auf, glaubte, das Entsetzliche, vor dem sie in topflosem Schrecken floh, habe sie nun umklammert.

„Hallo!“ rief er.

Angstverkrampft lag sie gegen ihn. Er faßte sie unter das Kinn, hob ihre Stirn dem gedämpften Lichte einer roten Papierlaterne entgegen und schmunzelte: „Alle Wetter!“

Ihr Gesicht war verzerrt. Die Augen waren nur furchtgeweitete Pupillen. Doch er erkannte selbst in der Entstellung die sanfte Schönheit seines Angesichts. Er fühlte ihren Leib bebend gegen seinen Körper schlagen.

„Fürchten Sie sich doch nicht so“, mahnte er mit slawischem Akzent auf englisch. Seine Stimme klang selbstsam.

Langsam begriff Iwa, daß es ein Mensch war, der sie hielt, ein Europäer. Ihr Hirn klärte sich, entrang sich dem Verfolgungswahne. Sie sah dicht vor sich ein bleiches, durchsichtiges Gesicht mit großen, dunklen,

schmerzhaften Augen. Empfund dumpf: das ist Rettung. Die Spannung zerfiel. Es war, als lösten sich ihre Glieder. Sie glitt gegen ihn mit erschlaferten Muskeln und Sehnen. Der Mann wankte unter dem neuen Anprall, nahm sie fester in die Arme und sprach beruhigend auf sie ein. Sie verstand keine Silbe, hörte nur den besänftigenden Rhythmus der Worte.

Dann wich die marklose Schwäche aus den Gliedern, sie fühlte wieder Halt unter sich und entwand sich seinen Armen. Erwachend blinzeln blickte sie um sich.

Jetzt verstand sie die Frage des Mannes: „Wie kommen Sie in diese Gegend?“

„Es wurde geschossen —“ Die wenigen Worte waren ein Kraftleistung.

Er lächelte. „Eine Schießerel, wie jede Nacht hier in Schanghai. Aber wie gerieten Sie hinein?“

„Ich —“

Da kam plötzlich der Jammer ihrer Lage über sie. Die Verzweiflung, die sie jählings wieder überfiel, entströmte ihr in Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeit.

In der Arbeit edlem Streben,
Liegt der Keim zu hundertfält'ger Frucht, —
Gleich der Saat im zarten Weben,
In der Erde Furchenflucht. —

Und den Fleiß'gen krönt der Schweiß,
Der die Saat zur Reife bringt
Und die Ernte ist der Preis, —
So sein Werk ihm gut gelingt. —

Und die Arbeit krönt der Segen,
Wo der Wille nie erschläft, —
Wo sich immer Hände regen
Und die Tat beständig schafft. —

Reinhold Dubielsoff

Wenn der Schnee schmilzt.

Skizze von Emil Rath.

Warme Sonne rieselte über die Berghänge, hinterließ goldenes Leuchten auf dem fliederlosen Schnee, und dem Franz weidete sich das Herz, als er hier und da aus dem harten Weiß dunkles Felsgestein hervortreten sah. Nicht lange konnte es mehr währen, dann reichten sich die dunklen Felsen zu einer dunklen Linie, die am Berg schmelzeln höher kroch, bis die Alpe wieder im vollen Grün stand. Dann ging es hinauf auf die Senne — ihm wurden Herz und Kehle plötzlich froh, und er ließ einen Zaunhauer los, daß die Stube dröhnte und die Mutter im Lehnstuhl am Ofen erschrak und eine Maske vom Wollstrumpf fallen ließ.

„Jesse“, topfschüttelte sie, „was hast du denn?“

Statt aller Antwort stellte er sich breitpurig vor das kleine Fenster hin, versenkte die Hände in beide Hosentaschen und piffte ein wenig falsch, aber desto heller: „Wenn's Mal Winterl weht —“ Plötzlich brach er ab und spähte neugierig durch die Scheiben auf die Straße.

Da kam der Haberstrohheini mit einem Herrn daher in grausam feinem Pelzwerk — so ein rechter Stadtkrad. Franz lächelte. Was der wohl hier oben wollte? Er spürte eine kleine Unruhe in sich und wandte sich zur Tür.

„Wo willst du hin?“ meinte die Mutter erstaunt.

„In den Stall!“ antwortete er gleichmütig, trat hinaus und sah lange den beiden nach, wie sie die tiefverschnehte Straße nach Gruslingen zu stapften.

Franz wußte es so einzurichten, daß er wieder vor der Tür stand, als der Heini nach fast drei Stunden zurückkam.

„Grüß Gott, Heini. Schweren Weg gehabt, eh?“

Heini nickte. „Man muß halt so langsam gehn. Die Stadtkraden sind's net gewohnt, das Steigen im Schnee.“

„Wohin wolltest du denn?“

Heini war etwas verlegen. „Zur Sesi Nettinger halt.“

„Montag soll ich wieder fort mit ihm.“

Der Franz schluckte. „Also — hm — also — zur Sesi.“

Was hat der Fratz da zu schaffen?“

Die Achseln Heinis zuckten zweimal: „Weiß net. Sind aber miteinander guat bekannt. Den Schmas kunnstest hören drei Meilen weit, den er ihr —“

„Schon gut!“ winkte Franz ab. „Anderer Leut Spu-
leren geht mich nichts an. Grüß Gott, Heini!“ Damit trat
er ins Haus und schmetterte das Tor frachend zu. Gerade
heute wollte er auf ein, zwei Stündlein zur Sefi. Gut, daß
er den Heini gefragt. Da war er ja doch überflüssig. Bis
zum Montag — ja, ja! Vier Tage und vier Nächte! Es
lochte in Franz. Gewiß, er hatte der Sefi nie gesagt, wie
lieb er sie — und nun kam so ein „Lepp“ daher und — nein,
es war zum Auswachsen. Und vier Tage lang hörte man
vom Franz kein gutes oder frohes Wort.

Montag war ihm jede Arbeit zuwider. Die Mutter
konnte sich seine Unruhe nicht erklären. Wohl zehnmal lief
er vor das Haus, schaute links und rechts, ging in den Stall
zurück und warf dort mit allerlei Gerät um sich, daß es nur
so schepperte. Wie er nun zum zwölften oder gar dreizehnten
Mal vor dem Tor stand, erblickte sein geliebtes Auge zwei
Gestalten, die von der Höhe herabkamen. Kein Zweifel: das
war die Sefi mit ihrem Stadtfrak. Schleunigst verschwand
Franz im Hause und stellte sich hinter die Gardine, von wo
er gut die Straße betrachten konnte. Da schritten die beiden
vorüber: Sefi, blühend wie eine Alpenrose. Ihr Arm hing
in dem des andern, der selbstgefällig unter dem grünen Hut
mit dem mächtigen Gamsbart vor sich hinblühte und dem
munteren Gesäusel der Sefi zu lauschen schien. Jetzt lagte
sie gar hell auf — das fuhr dem armen Franz wie ein Stich
durchs Herz. Er starrte noch, als die beiden längst ver-
schwunden waren.

Wie gebrochen setzte er sich in den Lehnstuhl, den er sonst
als Ruheplatz verschmähte. So sind die Weiber! Noch auf
der letzten Kirchweih hatte er der Sefi so ein kleines
Korallenherz an einem Samtbande gekauft. Für ihren
Dankesblick hätte er dem Krämer am liebsten seinen ganzen
Laden abgehandelt — und nun! Vier Tage und — er wagte
sich nichts mehr auszudenken, gab sich einen Ruck und ging
an die gewohnte Arbeit.

Die Sonne meinte es tagelang gut; immer höher stieg
an den Bergen der dunkle Schatten, von der Höhe der
Straßen rieselte ununterbrochen das Schmelzwasser zu Tal,
ferne Lawinen donnerten — Tauwind, Föhn. Der Schnee
schmolz.

Mit verdrossenen Augen schaute Franz von der Schwelle
des Hauses den seltsamen Wolkengebirgen nach, die im Föhn-
wirbel aufwärtschwangen. Als sein Blick den Boden suchte,
fuhr er zusammen: halb schaute aus dem schmelzenden
Schnee neben der Türschwelle etwas Rotes. Seine Ahnung
trog nicht: ein Korallenherz am schwarzen Bande. Das
Korallenherz, das er Sefi geschenkt. Hatte er vorher noch
geschwankt, — jetzt wußte er's: sie hatte ihm das Herz vor
die Tür, gleichsam vor die Füße geworfen. Daß es vor dem
Fenster gelegen, danach fragte Franz nicht. Wilde Lust
kam über ihn, es einmal recht toll zu treiben, den nagenden
Schmerz zu betäuben. Heute war im „Braunen Bären“ zu
Gruslingen Tanz. Zum Schluß würde es wohl so ein wenig
Kauferei geben, — wenn schon. Dazu war er recht in
Stimmung. Der Mutter, die fragend zusah, wie er den
Sonntagsanzug aus der Truhe nahm, sagte er kurz: „Ich
geh nach Gruslingen 'nauf!“ Möchte die Mutter denken,
alles sei noch wie sonst. Denn er wußte, daß sie der Sefi
gut war.

Es dämmerte schon, als Franz die ersten Häuser von
Gruslingen hinter sich ließ. Das Dorf war weit ausein-
andergezogen, und der „Braune Bär“ lag ziemlich am andern
Ende. Wie von ungefähr huschte Sefi Meidinger daher. Ein
kleiner Schrei der Überraschung: „Franz, du?“

„Gelt, schlägt dir das böse Gewissen? Meinst eh, ich
war ein Gespenst?“

Verlekt fragte sie: „Warum so garstig!“

Wie ein Sturzbach brach es da hervor aus ihm: „Meinst
eh, da könnt man lieb zu dir sein, wenn du einem das Herz
vor die Füße wirfst und so einen noblen Stadtfrak her-
bergst, eh? Zum Spielen bin ich mir zu schad!“

Schmeichelnd legte Sefi die Hand auf seinen Arm:
„Geh, das war doch mein Bruder! Der ist Arzt in Stuttgart!“

Mittrauisch legte Franz den Kopf auf die Seite: „Mag
schon wahr sein. Aber nein — das rote Herz —“

Sie bettelte: „Gib's her! Ich hab' es die ganzen Tage
gesucht. Als ich neulich vom Bahnhof zurück kam und bei
beinem Haus vorüber ging, konnt' ich's nicht lassen, ich hab
mich auf die Beine gestellt und wollte durch das Guckera
im Fensterladen in dein Stübchen schauen — und dabei —
geh, gib's her, das Herz!“

Franz machte ein grausam ernstes Gesicht: „Das
Korallenherz — behalt ich.“ Sie zog scheu ihre Hand zurück,
doch sein Gesicht kam dem ihren ganz nahe, und leise sagte
er: „Willst du nicht — lieber mein anderes Herz?“

Sie gluckte hell und fein auf, ein glückliches Pochen, das
an seinem Munde erstarrte.

Halligfahrt.

Von Hans Piroth.

Im Hafen von Dufum. Später Morgen. Schriff kreischt
die Dampfmaschine des kleinen Halligdampfers „Theodor
Storm“. Zwei Duzend Passagiere sind an Bord. Lautlos
verläßt das Schiff das Ufer. Langsam verschwinden die
kleinen und etwas eingeebten Hafenanlagen. Die Fahrtrinne
wird breiter. Kleine, dünne Wellen klatschen hell-schäumend
auf. Die letzten im Hafen ankernden Fischerboote versinken.
„Theodor Storm“ fährt am Deich entlang. Sein Lauf wird
schneller. Schon alschen von Zeit zu Zeit größere Wellen
auf. Eine schlägt gar über das Vorderdeck. Dann auf ein-
mal ist der Bissel des Deiches schon in weite Ferne gerückt.
Langsam in Himmel und Wasser zerfließend. Ringsum
Meer. Nur ganz ferne verschleierte flache Dünen. Größer
oder kleiner, näher oder weiter. Wolken am Himmel, aus
denen die Sonne hervorbricht. Eine schwankende Brücke
auf das Wasser werfend. Grün ist die ganze Meeresfläche,
Grün in so eigentümlich herber und intensiver Färbung.
Nur unterbrochen durch das schneeweiße Schäumen kleiner
Wellen, die sich gegenseitig bekämpfen. Oder auch nur mit-
einander spielen. Oder ist es der Glanz der weißen Wellen-
balken, die sich im Wasser spiegeln? Dann kommt eine rote
Boje. Sie trägt irgend ein Zeichen. Fern die Segel eines
heimkehrenden Fischkutters. Dann wieder nichts als Meer.
Nur am weiten Horizont seitlich der Fahrtrichtung ver-
schwommen gelber Dünenboden.

Größer schlagen die Wellen. In ihr rhythmischen Hin
und Her geht die Bewegung des Schiffes über. Sein
Schaufeln nimmt zu. Bis jetzt war es bei dem knatternden
Zittern des Motors kaum bemerkbar. Große Sturzwellen
schlagen wild ans Schiff, alschen übers Vorderdeck. Oft
mehrere hintereinander. Und wenn gerade die Sonne un-
bewölkt darüber liegt, dann schäumen sie schneeweiß glitzernd.

Nordstrand und Pellworm sind in unsichtbare Ferne
gerückt. Heller Sonnenschein liegt auf dem Schiff. Weiße
Möwen umkreisen es. Große grüne Wellen spielen laut.
Miteinander und mit dem Schiff, es hin und her werfend.
Seine schaukelnde Bewegung wird monoton. Weit liegt
das Meer.

Im fernen Nebel erscheint umschleiert ein einzelnes
Haus. Jaghaft wächst es aus dem Meer. Und unter ihm
die Hallig. Es ist Süderoog. Der Nebel weicht. In näher
Ferne liegt Land. Umspült und durchfurcht vom Meer.

Der Dampfer hält. Mitten im Wasser. Laut und
schwerfällig wirkt er Anker. Wer zur Hallig will, muß sich
„ausbooten“ lassen. Ein Kahn wird herabgelassen. Immer
fünf besteigen ihn. Nachdem sie Schuhe und Strümpfe aus-
gezogen haben. Kräftige Arme rudern ihn der Hallig ent-
gegen. Doch auch der Kahn muß mitten im Wasser halten.
Der seichte Uferboden hält ihn auf. Der Rest muß durch-
waten werden. Hosen werden hastig hochgestrempelt. Röde
fliegen in die Höhe. Die Spitzenhöschchen der Mädchen streifen
gerade noch die Oberfläche des Wassers. Das so eigen-
tümlich salzig-warme Seewasser geht bald in feuchten, samt-
weichen Sandboden über. Der Wellenschlag der vorher-
gegangenen Flut ist noch in gleichmäßigen Kurven ein-
gegraben. Kleine durchsichtige Steine und bunte gezackte
Muscheln liegen ungezählt umher. Fast unhörbar weich
knistert der Sand. Ganz leise klatschen die Wellen der Nordsee.

Die Hallig steigt an. Weit und breit von Wasserrinnen
durchzogen. Hier und da in einer Niederung überflutet.
Dann verschwinden Wasser und Sand mehr und mehr.
Feuchter Sumpfboden mit dürrer Vegetation schließt sich
an. Schneeweiß taumeln die Möwen umher. Unaufhörlich
wie kleine Kinder schreiend. Sie fliegen ganz niedrig und
sind sehr zahm. An geschützten Stellen des Halligbodens
liegen ihre Nester. Ihre Jungen tragen die Farbe des
Bodens und werden von Menschen nur selten gefunden.
Höher steigt die Hallig. Auf fargem Grassboden wachsen
blaue Halligblumen. Ganz oben steht das Hallighaus.
Strohbedeckt. Von einem kleinen Hof umgeben. Genau in
der Mitte der Hallig. Durch seine hohe Lage gegen die Flut
geschützt. Einige Leute wohnen da. Dasselbe Geschlecht schon
seit Jahrhunderten. Auf einsamer Hallig. Weit und unten
liegt das Meer. Grau und ruhig. Ganz ferne die Masten
des verankerten, wie verschlagen daliegenden Halligdampfers.
Und ringsherum Meer. Bis da, wo Himmel und Erde sich
berühren.

Die Stunden eilen. Man möchte bleiben. Doch mit der
Flut muß der Dampfer wieder in den Hafen einlaufen. Man
läuft zum Strand. Man läßt sich einbooten. Und kommt
nach mehrstündiger schaukelnder Fahrt froh und müde in
Dufum an.



Des Kleingärtners Tagewerk im April.

Der erste Kampf des jungen Lebens mit den letzten, immer wiederkehrenden Tiden des Winters neigt sich seinem Ende zu. Nun kommt endlich der heißersehnte Frühling, diese herrliche Zeit mit ihrer unvergleichlich schönen Blütenpracht. Nach uralten Gesetzen fügt er sich in den ewigen Kreislauf der Natur. Bald erglänzen Wald und Wiesen, Feld und Flur in jungfräulichem Festgepräge. Die Luft ist durchdrungen von geheimnisvollen Düften. Tausendstimmiger Jubel ohne Ende.

Mit dem Wachstum in der Natur steigert sich auch unsere Arbeit im Garten. Der April ist entschieden die wichtigste Zeit für die Gartenarbeiten im ganzen Jahre. Durch die nun folgende Bestellung der Beete erhält auch er sein festliches Aussehen. Mögen die Hoffnungen, mit denen Aussaat und Pflanzung begleitet werden, in reichem Maße in Erfüllung gehen!

Im Obstgarten ist die Umveredlung älterer Bäume in vollem Gange. Auch an den Obstspalieren können noch laible Stellen durch Einsetzen kleiner Fruchtzweige ausgefüllt werden. Das Beschneiden und Ausputzen der Bäume muß jetzt beendet sein. In trockener Zeit sind frischgepflanzte Obstbäume reichlich zu bewässern und ihre Baumscheiben zur Erhaltung der Feuchtigkeit im Boden mit kurzem Mist, Torfmull, Laub, im Notfall auch mit Rasenstücken zu bedecken. Vorsichtshalber sollte man auch die Stämme der Bäume mit einem Lehmbrei, dem man der besseren Haltbarkeit wegen Kuhhaare zusetzt, bestreichen. Gleichzeitig wird die Rinde, die im Winter durch Fäulnis geschädigt wurde, erneut mit solchem Lehmbrei verschmiert und mit Sackleinen verbunden.

Ein wichtiger Punkt in der Pflege der Obstbäume ist die Bekämpfung der Schädlinge, auf die man gerade während der Entfaltung der Knospen ein wachsames Auge haben muß. Schon frühzeitig sind die Raupen des Ringelspinners, Schwammspinners, Frostspinners u. a. am Werke. Die meisten dieser Insekten sind noch in Gesellschaft zusammen und können dann leicht vernichtet werden. Auch der Apfelblütenstecher tritt während der Blüte auf, um seine Eier in die Blütenknospen zu legen. Er wird am erfolgreichsten von den Bäumen, namentlich von den niedrigen Zwergobst- und Spalierbäumen, am frühen Morgen, solange diese Insekten noch die Laustarre haben, auf untergelegte Tücher abgeschüttelt und dann vernichtet.

Trotzdem ist es ratsam, sofort nach der Blütezeit eine zweite Bespritzung mit einer einprozentigen Kupferkalkbrühe oder mit einer Isoprozentigen Kupferasenslösung, solange noch die Blütenkelche offen sind, vorzunehmen, um dadurch die um diese Zeit austretenden Raupen des Apfelwicklers (Obstmaden) und viele andere schädliche Raupen zu vernichten. Gleichzeitig werden aber die Pilzkeime der verschiedenen Krankheiten, wie Schorf (Fusicladium), Polsterschimmel (Monilia), Mehltau u. a. auch zerstört. Wo im vorigen Jahre die Stachelbeersträucher von dem amerikanischen Stachelbeermehltau heimgegriffen worden waren, ist sofort nach Laubaussbruch nochmals mit einer Schwefelkalklösung oder noch besser mit Solbar zu spritzen, um einer erneuten Erkrankung vorzubeugen.

Erdbeeren werden noch gepflanzt. Wenn möglich, pflanze man nur verschulte (pikierte) Pflanzen, die wegen ihres guten Wurzelballens sich besser und rascher entwickeln. Ältere Stöcke sind von dürrm Laub zu säubern und der Boden zu lockern, wobei der Mist, der im Spätherbste zur Bedeckung benutzt worden ist, mit der Grabgabel untergebracht wird.

Auch im Gemüsegarten gibt es reichlich Arbeit. Vor allem sind die Beete für die Aussaat und Verpflanzung herzurichten, aber nicht mehr als man am gleichen Tage bestellen kann, damit sie nicht zu stark austrocknen. Sie werden nur mit dem Karst durchgelaßt und mit dem Rechen geebnet, wobei alle Schollen, auch die kleineren, zu zerstören sind. Zum rascheren Keimen und Entwickeln der Sämlinge sollte man es nicht unterlassen, die Oberfläche der Saatbeete mit einer nahrhaften Kompost- oder Mistbeerde 1½–2 Zentimeter abzudecken.

Zunächst sind an Ort und Stelle am vorteilhaftesten in Reihen zu säen: Möhren, Gelberüben und Karotten, Rote- und Reittische und Radieschen (am besten in das Lattichbeet, wo sie vor den Erbsen geschützt sind), ferner Römisch-kohl (Mangold), Lattich (in Breitsaat) und Kopfsalat. Auch einige Beete für Küchengewürzkräuter, wie Petersilie, Kerbel,

Boretsch, Pimpinelle, Sauerampfer, ferner Bohnenkraut, Thymian u. a. sind anzulegen und zu besäen.

Ausgepflanzt werden die im Mistbeet angezogenen Gemüsepflanzen, und zwar zu Anfang des Monats: Alle frühen Kohlsorten, früher Kopfsalat, ferner Stedzwiebeln, Schalotten und Knoblauch. Auch Erbsen und zu Ende des Monats können auch schon die ersten frühen Buschbohnen (aber nur in geschützter Lage) gelegt werden. Ferner werden zu Anfang des Monats die vorgekeimten Frühkartoffeln und einige Tage später die Spätkartoffeln gelegt. Bei eintretenden Nachfrösten ist das sehr empfindliche Kraut der aufgezogenen Kartoffeln durch Anhäufeln mit Erde oder Bedecken mit Laub, Stroh usw. zu schützen.

Neue Anlagen von Spargeln sind jetzt zu machen und ältere Spargelbeete für die Ernte herzurichten.

Im Blumengarten muß großes Säubern stattfinden. Die Schutzküllen sind überall zu entfernen. Knollen und Stauden sind zu pflanzen. Ins Freie können ausgesät werden: Wohlfriehende Wäde, Kapuzinerkresse, Lupinen, Gartenmohn, Kornblume, Calendula, Nagella, Demonhylla u. a.

Die Zimmerpflanzen sind aus ihren Überwinterungsräumen zu bringen, zu reinigen und, wenn sie die Wurzeln durchwurzelt haben, zu verpflanzen. Härtere Pflanzen, wie Lorbeer, Akuba, Evonymus u. a. können bereits im Freien aufgestellt werden. Fleißiges Gießen im Zimmer ist jetzt unbedingt nötig. Vor allem gönne man den Pflanzen recht viel Luft und Sonne, eine Wohltat für sie, die sie solange entbehren mußten.

Reihen- oder Stufenjaat der Buschbohnen.

Je nach der Bodenbeschaffenheit sind die Buschbohnen einzeln in Reihen oder zu mehreren in flache Pflanzlöcher, Stufen, zu legen.

Für feuchten tonigen Boden, der an und für sich für Bohnen ungünstig ist, wende man ausschließlich die Reihenjaat als die allein richtige an. Die Luft kann durch die Reihen ungehindert streifen und verhilft dadurch Säulnis. Längs einer Schnur zieht man in einem Abstand von 30 Zentimetern, der eine bequeme Bodenbearbeitung späterhin ermöglicht, etwa 10 Zentimeter tiefe Furchen, in der alle 10 Zentimeter (nicht weiter!) eine Bohne gelegt und mit nahrhafter Kompost- oder Mistbeerde bedeckt wird. Werden die Bohnen tiefer gelegt, dann faulen sie leicht. Nach der Entwicklung des vierten Blattes wird das Beet leicht gehackt und dabei gleichzeitig die Furchen ausgeschüttelt. An den mit Erde bedeckten unteren Stengelteilen entwickeln sich bald neue Wurzeln, die nicht unwesentlich zu einem kräftigen Wachstum der Pflanzen beitragen. Ein erhöhter Ertrag ist die weitere Folge, der schon an und für sich durch die Reihenjaat bedingt ist.

Im leichteren durchlässigen Boden, der ohnehin im Sommer leicht austrocknet, ist die Stufenjaat am Platze. Man macht mit einer kurzen Sade längs einer Schnur in Abständen von 40 Zentimetern flache Pflanzlöcher, in die man die Bohnen legt. Ihre Zahl richtet sich wiederum nach der Beschaffenheit des Bodens. In mittelschwerem Boden wird man sich auf 5–6 Bohnen für ein Loch beschränken, dagegen wird man im Sandboden ihre Zahl schon auf 6–8 erhöhen. Besonders im letzteren Fall werden dadurch stärkere Büsche erzielt, die mit ihrem Blätterwerk fast das ganze Beet beschatten und es vor dem Austrocknen bewahren. Das ist aber von großer Wichtigkeit für die Fruchtentwicklung. Auch bei der Stufenjaat sind die Bohnen nur zwei Zentimeter hoch mit Erde, am besten mit Kompost- oder Mistbeerde zu bedecken. Die Beete werden ebenso wie bei den Reihenjaaten öfters gelodert.

Nat und Anzucht.

Die Früchte sind das beste Unterscheidungsmerkmal für Geflügel. Sollen diese nicht nur zur Alterskontrolle dienen, sondern auch zur Feststellung des Gezeitrags, zum Nachweis der Abstammung und ähnlichem, so sind sie mit Nummern, Abzeichen usw. zu versehen. Zur Alterskontrolle würden neben Ringen mit der Jahreszahl auch verschiedenfarbige empfehlenswert sein. Bei den Hühnern genügt sicher 4–5 Farben. Das erste Jahr ein weißer Ring, das zweite ein roter, das dritte ein blauer, das vierte ein gelber und das fünfte ein grüner, und dann wieder von Anfang an.